

Insel

Honoré de
Balzac
Das
verfluchte
Kind

Historische Erzählungen

Honoré de Balzacs *Menschliche Komödie*, die er oft auch als »Tausendundeine Nacht des Abendlandes« bezeichnete, enthält eine Reihe von historischen Erzählungen und Novellen von künstlerischer Brillanz und voll dramatischer Spannung, in denen der Autor Walter Scott, aber auch der Schwarzen Romantik nacheifert.

In das mittelalterliche Paris führt eine Dante-Geschichte (*Die Verbannten*); in die Stadt Tours Ludwigs XI. die Geschichte vom Geizhals *Meister Cornélius*; in die Feudalzeit *Das verfluchte Kind*, das Opfer eines hochadeligen Wüterichs, der aus Haß gegen seine zarte, zur Ehe mit ihm gezwungene Gattin seinen vermeintlich sträflicher Neigung entstammenden Erstgeborenen verstößt und mit der Mutter zu Tode peinigt. Einen Höhepunkt schauerlicher Dramatik erlebt der Leser in der Don-Juan-Geschichte vom *Lebenselixier*, das Don Juan in teuflischer Schadenfreude am Auge seines toten Vaters ausprobiert, bevor er es ausschlägt, aber dann doch, als er zum Sterben kommt, auf grausigste Weise daran zugrunde geht.

insel taschenbuch 1919
Honoré de Balzac
Das verfluchte Kind



Honoré de Balzac

Die Menschliche Komödie

*Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden*

Band 19

Honoré de Balzac

Das verfluchte Kind

*Historische
Erzählungen*

Aus dem Französischen
von Erika Wesemann, Karla Büschel
und Felix Paul Greve

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

insel taschenbuch 1919

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33619-8

Inhalt

Die Verbannten

9

Meister Cornélius

51

Das Lebenselixier

127

Das verfluchte Kind

159

Das unbekannte Meisterwerk

283

Die Sühnemesse –
Eine Episode aus der Schreckenszeit

319

Der Rekrut

343

Anmerkungen

365

Die Verbannten

Almae Sorori

Im Jahre 1308 gab es nur wenige Häuser auf dem ›Terrain‹, das durch Anschwemmungen und den Sand der Seine oberhalb der Altstadt hinter der Kirche Notre-Dame entstanden war. Der erste, der es wagte, sich auf diesem von häufigen Überschwemmungen heimgesuchten Ufer ein Haus zu bauen, war ein Häscher der Stadt Paris, welcher den Herren des Kapitels Notre-Dame einige kleinere Dienste erwiesen hatte; als Belohnung verpachtete ihm der Bischof fünfundzwanzig Perches Boden und erließ ihm jeglichen Zins und alle Abgaben für seinen Hausbau. Sieben Jahre vor dem Tag, da diese Geschichte beginnt, hatte also Joseph Tirechair, einer der rauhesten Gerichtsbüttel von Paris, wie sein Name beweist, dank seines Anteils an den Geldbußen, welche er für die in den Straßen der Stadt begangenen Delikte einzog, sein Haus am Ufer der Seine, genau am äußersten Ende der Rue du Port-Saint-Landry erbaut. Um die im Hafen gelagerten Waren vor jedwedem Schaden zu bewahren, hatte die Stadt einen pfeilerartig gemauerten Damm errichten lassen, der noch auf einigen alten Pariser Stadtplänen zu sehen ist; dieser sicherte das Pfahlwerk des Hafens, indem er an der Spitze des ›Terrains‹ den Anprall der Fluten und des Treibeises abwehrte. Diese Anlage hatte der Häscher als Fundament für sein Haus genutzt, so daß man mehrere Stufen hinaufsteigen mußte, wollte man hineingelangen. Wie bei allen Häusern jener Zeit wurde diese erbärmliche Behausung von einem Spitzdach gekrönt, das über der Fassade die Oberhälfte eines Rhombus bildete. Zum Bedauern der Geschichtsschreiber existieren heute kaum noch ein oder zwei Dächer dieser Art in Paris. Durch eine runde Öffnung fiel Licht auf den Dachboden, wo die Frau des Häschers die Wäsche des Kapitels zum Trocknen aufhängte, denn sie hatte die Ehre, für Notre-Dame zu waschen, was gewiß keine unbedeutende Kundschaft war. Im ersten Stock

befanden sich zwei Kammern, die sie jahraus und jahrein zu vierzig Pariser Sous für jede an Fremde vermietete, was ein übermäßig hoher Preis war, der übrigens durch den Luxus gerechtfertigt wurde, den Tirechair bei deren Ausstattung getrieben hatte. Die Wände schmückten Tapisserien aus Flandern; ein großes Bett, das ähnlich den Bauernbetten ein Umhang aus grüner Serge zierte, war stattlich mit Matratzen versehen und mit guten Laken aus feinem Linnen bezogen. Jede Kammer hatte ihr Kohlenbecken, eine Art Ofen, den zu beschreiben wir uns hier ersparen. Der von den Mägden der Tirechair sorgfältig gescheuerte Fußboden glänzte wie das Holz eines Reliquienschreins. Anstelle von Schemeln hatten die Mieter große Lehnstühle aus geschnitztem Nußbaum, die zweifellos von der Plünderung irgendeines Schlosses stammten. Zwei mit Zinn beschlagene Truhen, ein Tisch mit gewundenen Beinen vervollständigten eine Einrichtung, die der vornehmsten Bannerherren, die ihrer Geschäfte wegen nach Paris kamen, würdig gewesen wäre. Die Fenster dieser beiden Zimmer lagen zum Fluß zu. Durch das eine hätten Sie lediglich die Seineufer und die drei unbewohnten Inseln des Flusses erblicken können, von denen die beiden ersten später vereinigt worden sind und heute die Île-Saint-Louis bilden, die dritte war die Île-Louviers. Aus dem anderen hätten Sie quer durch den Port Saint-Landry hindurch das Grève-Viertel, den Pont Notre-Dame mit seinen Häusern und die hohen Türme des Louvre ausmachen können, die Philippe-Auguste unlängst hatte errichten lassen und die dieses winzige und armselige Paris beherrschten, welches der Phantasie der Dichter unserer Tage soviel falsche Wunderdinge suggeriert. Das Bodengeschoß von Tirechairs Haus, um uns eines dazumal üblichen Ausdrucks zu bedienen, bestand aus einem großen Raum, in welchem seine Frau arbeitete und durch den die Mieter gezwungenermaßen hindurch mußten, um in ihre Zimmer zu gelangen, zu denen eine steile Stiege, so wie man sie in einer Mühle findet, hinaufführte. Dahinter befanden sich die Küche

und die Schlafkammer, beide zur Seine zu gelegen. Ein kleiner, dem Fluß abgerungener Garten breitete am Fuße dieses bescheidenen Hauses seine Beete mit Grünkohl aus, mit Zwiebeln und einigen Rosenstöcken, von Pfählen geschützt, welche eine Art Hecke bildeten. Ein Verschlag aus Holz und Lehm diente als Hundehütte für den für dieses abgelegene Haus unentbehrlichen Wachhund. Bei diesem Verschlag begann eine Einfriedung, in der Hühner gackerten, deren Eier an die Domherren verkauft wurden. Hier und da wuchsen auf dem je nach den Launen der Pariser Witterung schlammigen oder trockenen ›Terrain‹ einige kleine Bäume, die vom Wind unablässig gepeitscht und geschüttelt oder deren Zweige von Spaziergängern abgebrochen wurden, widerstandsfähige Weiden, Binsen und hohes Gras. Das Grundstück, die Seine, der Hafen und das Haus wurden im Westen durch die gewaltige Basilika von Notre-Dame umrahmt, die bei sinkender Sonne ihren kühlen Schatten über dieses Stückchen Erde breitete. Damals wie heute gab es in Paris kein einsameres Fleckchen, keinen Ort, der feierlicher oder schwermütiger anmutete. Nur das Rauschen des Wassers, der Gesang der Priester oder das Pfeifen des Windes störte den Frieden dieses Haines, wo sich zuweilen Verliebte an Land setzen ließen, um einander ihre Geheimnisse zuzuflüstern, wenn die Leute des Kapitels durch die Gottesdienste in der Kirche zurückgehalten wurden.

An einem Aprilabend des Jahres 1308 kehrte Tirechair ungewöhnlich verdrossen heim. Seit drei Tagen fand er bei dem Treiben auf den Straßen alles in Ordnung. Nichts aber brachte ihn als Hüter der Ordnung mehr auf, als sich überflüssig zu sehen. Übelgelaunt warf er seine Hellebarde zur Seite, brummte unverständliche Worte vor sich hin, während er sein halb rotes, halb blaues Wams ablegte und einen schäbigen wollenen Kittel überstreifte. Nachdem er ein Stück Brot aus der Lade genommen hatte, welches er mit Butter bestrich, setzte er sich auf eine Bank, musterte eingehend seine vier weißgekalkten Wände, zählte die Dielen des Fußbodens, be-

trachtete eins nach dem anderen seine häuslichen Utensilien, die an Nägeln hingen, fluchte einer Sorgfalt, die ihm nichts zu sagen übrigließ, und schaute seiner Frau zu, welche sich nicht muckste, indes sie die Meßgewänder und Chorhemden der Sakristei bügelte.

»Bei meinem Seelenheil«, sagte er, um ein Gespräch anzufangen, »ich weiß nicht, Jacqueline, wo du deine Mägde aufgabelst. Dort ist eine«, fügte er hinzu, indem er auf eine Wäscherin wies, die recht ungeschickt eine Altardecke zusammenfaltete, »wirklich, je länger ich sie mir anschau, desto mehr meine ich, daß sie eher einer eitlen Buhle denn einer guten drallen Landmagd gleicht. Ihre Hände sind so weiß wie die einer Dame! Bei Gott, ich glaube gar, ihr Haar duftet nach Parfüm, und ihre Strümpfe sind so fein wie die einer Königin. Beim zwiefach gehörnten Gott der Ungläubigen, die Dinge hier gefallen mir ganz und gar nicht!«

Die Wäscherin errötete und blickte verstohlen zu Jacqueline, in ihrer Miene malten sich Furcht und Stolz zugleich. Die Tirechair erwiderte diesen Blick mit einem Lächeln, brach ihre Arbeit ab und sagte mit spitzer Stimme zu ihrem Mann: »Na so was! Reg mich bloß nicht auf! Willst du mir etwa irgendwelche hinterhältigen Schliche vorwerfen? Streif du nur durch deine Gassen, soviel du willst, aber kümmere dich gefälligst nicht um das, was hier vorgeht, es sei denn, es ginge darum, in Frieden zu schlafen, deinen Wein zu trinken und zu essen, was ich dir vorsetze, sonst schere ich mich keinen Deut mehr darum, dich gesund und bei guter Laune zu halten. Finde mir in der ganzen Stadt einen glücklicheren Menschen als diesen Narren dort!« fügte sie hinzu und verzog vorwurfsvoll ihr Gesicht. »Er hat Geld in seinem Beutel, ein eigenes Dach überm Kopf, eine ordentliche Hellebarde an der einen und eine ehrbare Frau an der anderen Seite, ein Haus so eigen und rein wie mein Auge, und so einer beklagt sich wie ein Pilger, der das Antoniusfeuer gekriegt hat!«

»So!« rief der Büttel. »Glaubst du, Jacqueline, daß ich Lust

habe, mein Haus zerstört, meine Hellebarde in den Händen eines anderen und meine Frau am Pranger zu sehen?«

Jacqueline und die zarte Wäscherin erbleichten.

»Also heraus mit der Sprache«, rief lebhaft die Frau, »und sage, was du auf dem Herzen hast! Ich merke wohl, mein Junge, daß du seit einigen Tagen eine Dummheit in deinem Gehirnskasten ausbrütest. Los also, komm her und bete mir deinen Rosenkranz vor! Du mußt schon eine rechte Memme sein, wenn du einen kleinen Streit fürchtest, du, der die Hellebarde des Bürgerrats trägt und unter dem Schutz des Kapitels steht. Die Domherren würden das Interdikt über die Diözese verhängen, wenn Jacqueline sich bei ihnen über den leisesten Schimpf beklagte.«

Bei diesen Worten ging sie geradewegs auf ihn zu und faßte ihn am Arm. »Los, komm!« sagte sie, zog ihn von der Bank hoch und mit sich hinaus zu den Stufen der Treppe.

Als sie in ihrem Gärtchen am Flußufer angelangt waren, sah Jacqueline ihren Ehemann spöttisch an. »Höre, alter Strolch, wenn diese schöne Dame unser Haus verläßt, wandert ein Goldstück in unsere Kasse.«

»So, so«, versetzte der Häscher, der nachdenklich und still vor seiner Frau stehenblieb. Aber nach einer kurzen Weile sagte er: »Nun, dann also sind wir verloren. Warum wohl kommt diese Frau zu uns?«

»Sie kommt, um den hübschen kleinen Gelehrten zu sehen, den wir dort oben haben«, erwiderte Jacqueline und wies auf das Fenster der Kammer, das einen Ausblick auf die weite Fläche der Seine bot.

»Verflucht!« schrie der Büttel. »Für ein paar lumpige Taler wirst du mich noch um Kopf und Kragen bringen. Ist das ein Gewerbe für die kluge und sittsame Frau eines Gerichtsdieners? Auch wenn sie eine Comtesse* oder Baronin wäre,

* Im vorliegenden Text wurden die französischen und italienischen Anreden und Titel verwendet: Monsieur (Herr, mein Herr) Messieurs (meine Herren), Madame (Frau, meine Dame), Made-

könnte diese Dame uns nicht aus der Falle ziehen, die früher oder später über uns zuschnappt. Hätten wir nicht einen einflußreichen und zutiefst aufgebrachten Ehemann gegen uns? Denn, zum Henker, sie ist sehr schön!«

»Jawohl, und sie ist Witwe, alter Dummkopf! Wie kannst du es wagen, deiner Frau Dummheit und Niedertracht zu unterstellen? Noch nie hat diese Dame mit unserem netten Gelehrten ein Wort gewechselt. Sie ist zufrieden, wenn sie ihn nur sehen und an ihn denken kann. Armer Junge, ohne sie wäre er schon Hungers gestorben, denn sie ist quasi seine Mutter. Und er, der Engel, es ist so leicht, ihm etwas vorzumachen, wie es ist, ein Neugeborenes zu wiegen. Er glaubt, daß seine paar Heller ewig reichen, und hat sie doch seit sechs Monaten schon zweimal aufgezehrt.«

»Frau«, versetzte der Häscher ernst, indem er zur Place de Grève zeigte, »erinnerst du dich, daß wir von hier aus das Feuer gesehen haben, in welchem man neulich diese Dänin briet?«

»Ja und?« fragte Jacqueline erschrocken.

»Ja und?« öffnete Tirechair nach. »Die zwei Fremden, die wir beherbergen, verbreiten Brandgeruch. Da helfen weder Kapitel noch Comtesse noch Einfluß. Bald ist Ostern, das Jahr ist um, wir müssen unsere Gäste vor die Tür setzen, schnell und rechtzeitig. Willst du einen Häscher lehren, Galgenvögel zu erkennen? Unsere zwei Gäste hatten Beziehungen zu der Porrette, dieser Ketzerin aus Dänemark oder Norwegen, deren letzten Schrei du von hier aus gehört hast.

moiselle (Fräulein, mein Fräulein), Madame la Baronne (Frau Baronin), Comte (Graf), Comtes (Grafen), Monsieur le Comte (Herr Graf), Comtesse (Gräfin), Madame la Comtesse (Frau Gräfin), Duc (Herzog), Monsieur le Duc (Herr Herzog), Duchesse (Herzogin), Madame la Duchesse (Frau Herzogin), Marquis (Markgraf), Marquise (Markgräfin), Sire (Majestät), Prince (Fürst, Prinz), Monseigneur (gnädiger Herr), Citoyen (Bürger), Citoyenne (Bürgerin), Signore (ital., Herr, mein Herr)

Das war eine tapfere Teufelin, sie hat auf dem Scheiterhaufen keine Miene verzogen, was zusätzlich ihren vertraulichen Umgang mit Beelzebub beweist. Ich habe sie gesehen, wie ich dich jetzt sehe; sie predigte noch den Anwesenden, sagte, daß sie im Himmel sei und Gott sehe. Nun ja, seit jenem Tag konnte ich in meinem Bett kaum ein Auge zumachen. Der Herr, der über uns schläft, ist sicher eher ein Hexenmeister als ein Christenmensch. Bei meiner Ehre als Gerichtsbüttel, mich überläuft eine Gänsehaut, wenn dieser Alte an mir vorbeigeht! Nachts schläft er niemals; wenn ich aufwache, hallt seine Stimme wie Glockenschlag, und ich höre ihn seine Beschwörungen in der Sprache der Hölle murmeln. Hast du ihn jemals ein ordentliches Stück Brot essen sehen, einen Aschkuchen von der Hand eines katholischen Bäckers gebacken? Seine braune Haut ist im Höllenfeuer gebrannt und gedunkelt. Herrgott noch mal, seine Augen haben Zauberkraft wie die einer Schlange! Jacqueline, ich will diese beiden Männer nicht im Hause haben. Ich lebe viel zu nahe bei der Justiz, um nicht zu wissen, daß man sich niemals mit ihr einlassen darf. Du wirst unsere beiden Mieter vor die Tür setzen, den Alten, weil er mir verdächtig scheint, und den Jungen, weil er allzu niedlich ist. Der eine wie der andere sehen nicht aus, als gingen sie mit Christenmenschen um. Sicherlich leben sie nicht, wie wir leben. Der Kleine betrachtet dauernd den Mond, die Sterne und die Wolken wie ein Hexer, der auf die Stunde lauert, seinen Besen zu besteigen; der andere Heimlichtuer bedient sich sicher dieses armen Kindes für irgendwelche Zauberstücke. Meine Behausung liegt schon über dem Fluß, Grund genug, ein Unglück zu fürchten, ohne das Feuer des Himmels oder die Liebe einer Comtesse hierherzuziehen. Das habe ich zu sagen, und nun widersprich nicht.«

Trotz des Despotismus, den Jacqueline im Haus ausübte, stand sie wie niedergeschmettert da, als sie diese donnernde Anklagerede des Häschers gegen ihre beiden Gäste vernahm.

Unwillkürlich schaute sie gerade zum Fenster der Kammer hinauf, in welcher der Greis logierte, und erschauerte vor Entsetzen, als sie dort unvermittelt das düstere, schwermütige Gesicht gewahrte, den tiefen Blick, der den Häscher erbeben ließ, so gewöhnt er auch daran war, Verbrecher zu sehen.

Zu jener Zeit zitterten alle, Kleine und Große, Angehörige des geistlichen oder des weltlichen Standes bei dem Gedanken an eine übernatürliche Macht. Das Wort »Magie« besaß die gleiche Gewalt wie die Lepra; es zerstörte Gefühle, zerriß soziale Bindungen und ließ das Mitgefühl selbst in den großmütigsten Herzen zu Eis erstarren. Mit einemmal dachte die Frau des Häschers daran, daß sie ihre beiden Gäste noch nie wie menschliche Geschöpfe hatte handeln sehen. Obwohl die Stimme des jüngeren sanft und klangvoll wie die Töne einer Flöte war, vernahm sie diese so selten, daß sie geneigt war, sie für Hexenwerk zu halten. Wie sie sich die fremdartige Schönheit dieses rosig überhauchten weißen Antlitzes vergegenwärtigte, sich dieser goldblonden Haare und des feuchten Schimmers jener Augen entsann, vermeinte sie darin teuflisches Blendwerk zu erkennen. Sie erinnerte sich, zuweilen tagelang nicht das leiseste Geräusch bei den beiden Fremden vernommen zu haben. Wo waren sie während all der langen Stunden? Plötzlich fielen ihr immer mehr der merkwürdigsten Umstände ein. Die Furcht hatte sich ihrer völlig bemächtigt, und sie wollte einen Beweis magischer Kräfte in der Liebe sehen, die die reiche Dame für diesen jungen Godefroid hegte, einen armen Waisen, der aus Flandern nach Paris gekommen war, um an der Universität zu studieren. Stracks fuhr sie mit der Hand in eine ihrer Taschen, zog hastig vier in Tours geprägte Livres, große weiße Münzen, daraus hervor und besah sich die Geldstücke mit einem Gefühl der Habgier, welche mit Furcht gemischt war.

»Das hier ist doch trotzdem kein Falschgeld?« fragte sie und hielt ihrem Mann die Silbermünzen hin. »Und außer-

dem«, fügte sie hinzu, »wie soll ich sie vor die Tür setzen, wo ich die Miete für das nächste Jahr im voraus erhalten habe?«

»Frag den Dechanten des Kapitels um Rat«, erwiderte der Gerichtsdienner. »Ist es nicht seine Sache, uns zu sagen, wie wir uns ungewöhnlichen Wesen gegenüber zu verhalten haben?«

»O ja, außerordentlich ungewöhnlichen«, rief Jacqueline. »Schon diese Tücke! So etwas kommt hierher und macht sich sogar im Schoß von Notre-Dame breit! Aber«, fuhr sie fort, »warum soll ich nicht diese edle und würdige Dame vor der Gefahr, die sie läuft, warnen, ehe ich den Dechanten befrage?«

Nach diesen Worten kehrten Jacqueline und der Häscher, der weiter keinen Ton dazu gesagt hatte, ins Haus zurück. Als Mann, der mit den Schlichen seines Berufes vertraut war, tat Tirechair so, als hielte er die Unbekannte für eine echte Wäscherin, indes ließ sich aus dieser zur Schau gestellten Gleichgültigkeit die Furcht eines Höflings herausspüren, der ein königliches Inkognito respektiert. In diesem Augenblick wurde die sechste Stunde von den Glocken von Saint-Denis-du-Pas eingeläutet, einer kleinen Kirche, die sich zwischen Notre-Dame und dem Port Saint-Landry befand, der ersten Kathedrale, die in Paris auf diesem Platz errichtet wurde, wo, wie die Chroniken berichten, der heilige Dionysius auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war. Sogleich flog der Stundenschlag von Glocke zu Glocke über die ganze Stadt. Plötzlich ertönte verworrenes Geschrei auf dem linken Seineufer hinter Notre-Dame, dort, wo es von den Schulen der Universität wimmelte. Bei diesem Zeichen begann sich der alte Gast von Jacqueline in seinem Zimmer zu rühren. Der Häscher, seine Frau und die Unbekannte vernahmen, wie eine Tür jäh geöffnet und wieder zugeschlagen wurde, dann hallte der schwere Schritt des Unbekannten auf den Stufen der Innentreppe. Durch die Verdächtigungen des Häschers hatte die Erscheinung dieses Mannes ein so großes Interesse gewonnen, daß das Gesicht von Jacqueline und das ihres

Mannes unwillkürlich einen seltsamen Ausdruck annehmen, der die Dame heftig erschreckte. Da die Unbekannte wie alle Liebenden das Entsetzen des Paares auf ihren Schützling bezog, harrete sie mit innerer Unruhe auf das Ereignis, welches die Angst ihrer vorgeblichen Dienstherrn ankündigte.

Einen Augenblick lang blieb der Fremde auf der Türschwelle stehen, musterte die drei Personen, die sich in dem Raum befanden, und schien seinen Gefährten hier zu suchen. Der Blick, der über sie hinglitt, so unbekümmert er auch sein mochte, ließ die Herzen erbeben. Es war wahrhaftig jedem, selbst einem beherzten Mann unmöglich, nicht zuzugeben, daß die Natur diesem scheinbar übernatürlichen Wesen gewaltige Kräfte verliehen hatte. Obgleich die Augen ziemlich tief unter den weit geschwungenen Bögen seiner Brauen lagen, glichen sie denen eines Milans, denn sie waren in breite Lider gebettet und von einem schwarzen Ring umrandet, der sich über seinen Wangen so kräftig abzeichnete, daß die Augäpfel hervorzuspringen schienen. Dieses magische Auge hatte etwas unbeschreiblich Herrisches, Durchdringendes; es packte die Seele mit einem schweren, gedankenvollen Blick, einem Blick, glänzend und licht wie der einer Schlange oder der eines Vogels, einem Blick jedoch, der betäubte, der durch die rasche Übermittlung eines gewaltigen Unglücks oder einer übermenschlichen Macht niederschmetterte. Alles stand in Einklang mit diesem Blick aus Blei und Feuer, der starr und beweglich, streng und ruhig zugleich war. Wenn auch in diesem großen Adlauge irdische Erregungen gleichsam erloschen schienen, so trug dieses hagere, ausgedörrte Antlitz doch die Spuren unseliger Leidenschaften und großer durchstandener Kämpfe. Die Nase lief gerade herab und verlängerte sich, daß es den Anschein hatte, als würde sie von den Nasenflügeln zurückgehalten. Durch die langen senkrechten Falten, die sich in die fleischlosen Wangen gruben, wurden die Gesichtsknochen deutlich hervorgehoben. Alle Vertiefungen seines Gesichts wirkten düster. Sie hätten vom Bett eines